

CARSTEN DUTT

»HERRN OELZE«

Gottfried Benns Abschiedszeilen an seinen Freund

Gottfried Benn erlag einem Krebsleiden, dessen Metastasen die Wirbelsäule befallen hatten. Die Krankheit, Ursache wochenlang unausgesetzt quälender Schmerzen, wurde erst wenige Tage vor seinem Tod in der Orthopädischen Universitätsklinik Berlin-Dahlem diagnostiziert. Am 4. Juli 1956 war Benn dort eingeliefert worden. Am Morgen des 7. Juli starb er.¹

Seit Anfang des Jahres schon hatte der Gesundheitszustand des Dichters Anlaß zu Besorgnis gegeben. Darmblutungen erzwangen im Januar einen dreiwöchigen Klinikaufenthalt. Aus den wenigen, zumeist nur sehr kurzen Briefen, die Benn danach – »wieder im Lande, ausgestreckt im Hinterzimmer« seiner Schöneberger Wohnung – an seinen Freund Friedrich Wilhelm Oelze in Bremen schrieb, sprechen Schwermut und Ermattung.² Zwar ist von »Weitermachen« die Rede, aber die Mitteilung dieses Entschlusses – wenn man den entsprechenden Satz denn überhaupt so klassifizieren darf –, fällt merkwürdig gebrochen aus, in unpersönlichen, abgenutzt redensartlichen Wendungen von Resignation kündend: »Nun muß man also wieder weiter, hilft nichts, weiter sehn u machen« (S. 259). In anderen Mitteilungen mischt Benn Melancholie und Ironie, Scherz und Klage über seinen Zustand. Unter dem Eindruck der Gedenkfeiern zu Heinrich Heines 100. Todestag schließt ein Brief vom 20. Februar mit »Grüße[n] aus meiner Matratzengruft« (ebd.). Und eine Woche später geht der Dank für »sehr schöne Tulpen«, die Oelze dem Rekonvaleszenten hatte überbringen lassen, in eine bestürzend makabre Anspielung auf das über, was allen guten Wünschen und apotropäischen Gaben zum Trotz in der Krankheit sich angekündigt: »Nun ist es aber genug mit Blumen, wir könnten ein ganzes Grab mit schmücken – so viele haben Sie uns geschickt.« (ebd.)

¹ Über den Verlauf der letzten Krankheit Benns berichtet seine Tochter Nele Poul Sorensen in ihren Erinnerungen: *Mein Vater Gottfried Benn*, 2. Aufl., Wiesbaden 1984, S. 136-144.

² Gottfried Benn, *Briefe an F. W. Oelze 1950-1956*, Wiesbaden 1980. – Die Seitenangaben im laufenden Text beziehen sich durchweg auf diese Ausgabe. Das vorige Zitat: S. 258.

Wohl im Rahmen klinischer Nachsorgemaßnahmen unterzog sich Benn am 14. März 1956 einer Röntgenuntersuchung. Noch am selben Tag teilt er Oelze »ein sehr, sehr angenehmes Resultat« mit, »nichts Malignes« nämlich, »zwar verworrene irreparierbare Verhältnisse am Duodenum, aber keine Notwendigkeit zu operieren« (S. 260). In den folgenden Wochen erfährt Oelze dann vor allem von den Vorbereitungen zu Benns 70. Geburtstag am 2. Mai. Die »Preludien dieses Tages [...] (Radio, Fernseh, Büsten, Zeitungen)« machen sich in lästiger Weise bemerkbar und lassen Reisepläne, Fluchtpläne – »nach Meran oder Gardone« – aufkommen (S. 261). Bis auf ein »infam« juckendes »Ekzem am Hals u den Unterarmen« (ebd.) ist von körperlichem Übelbefinden nicht weiter die Rede. Bald nach dem Festtag, an dem auch Oelze und seine Frau in Berlin anwesend sind, stellen sich jedoch massive Beschwerden ein: Schmerzen in Rücken und Schulter, die Benn auch mit sehr starken Tabletten nicht wirksam zu bekämpfen vermag. Die konsultierten Ärzte stufen die Erscheinung als eine besonders schwere Form von Rheumatismus ein; sie raten zu Massagen, schließlich zu einem Kuraufenthalt.

Der Erkrankte scheint an die falschen Auskünfte seiner Kollegen geglaubt zu haben. Jedenfalls signalisiert Benn dem vertrauten Briefpartner keinerlei Zweifel an ihrer Richtigkeit. Er schickt sich sogar mehrfach in die Tortur der Anwendungen durch den empfohlenen Masseur: »Sowas Brutales war mir neu. Der zerreißt einem den Rücken, geht wie ein Trecker über den Rücken, stößt u hämmert auf Wirbel u Knochen, sogenannte ›Bindegewebsmassage‹, ich würde es ja aushalten, aber leider nützt es bis jetzt (4 Massagen) nichts. Kann nicht mehr sitzen, kann nicht mehr schreiben. Reise Anfang Juni mit meiner Frau nach *Schlangenbad*, nennt sich *Rheumabad*, wolln sehen« (S. 265). Wenige Tage später muß Benn die Behandlung abbrechen: »Weiteres unmöglich« (S. 266). An der Reise ins Rheumabad hält er fest. »Ich *kann* nicht reisen, aber ich *muß*«, schreibt er am 28.5.: »Hier werde ich süchtig, nehme Palamidon, so jetzt, daher kann ich Ihnen schreiben, stopfe mich zur Reise am 4 VI mit Drogen voll, u wenn ich in Schlangenbad die Schmerzen nicht loswerde, haue ich ab.« Gegen Schluß dieses Briefes steht der Satz: »Kämpfe um mein Leben, bin ganz desolat« (ebd.).

Wegen des schon sehr schlechten Zustands des Patienten war in Schlangenbad an balneologische Maßnahmen nicht mehr zu denken. In einem Brief, den Benn seiner Frau Ilse vom dortigen Krankenbett aus diktierte – ein Besuchsangebot Oelzes war abzulehnen –, heißt es über den Aufenthalt: »Ich bekomme jeden Tag eine Injektion, die aber völlig gar nichts nützen. Dazu nehme ich Tabletten, von denen ein Gläschen 38,- Dm. kostet. (Cortison.) Das alles aber ist, wie gesagt, für die Katz. Ich warte noch eine

Woche, dann werfe ich mich vor einen der großen Reiseomnibusse und dann wird die Neuritis sich ja beruhigen. Den rechten Arm kann ich kaum noch bewegen« (S. 266f.). Das war am 15. Juni.

Am folgenden Tag sendet Benn eine doch nochmals eigenhändig beschriebene Ansichtskarte nach Bremen. In der Ausgabe der Oelze-Briefe, die Harald Steinhagen und Jürgen Schröder Ende der siebziger Jahre besorgt haben, liest man den Text dieser Karte unter der abschließenden Nummer 749 so:

Herrn Oelze

Jene Stunde. . wird keine Schrecken haben, seien Sie beruhigt, wir werden nicht fallen wir werden steigen –

Ihr B. (S. 267)

Daß der Adressat dies als letzte Mitteilung aufzufassen hatte, ist im Lichte der Äußerungsumstände unzweifelhaft. Benn verläßt die Rolle des in widrigster Lage kämpfenden, auf Hilfe hoffenden Patienten. Er gibt Oelze zu verstehen, daß er sterben werde, und nimmt Abschied von seinem Freund. In dem nicht nach konventioneller Briefanrede, sondern unter einer Art Widmungsüberschrift stehenden Text geschieht dies freilich nicht – man ist versucht zu interpretieren: nicht *mehr* – ausdrücklich. Im Wortlaut übergangen, ist die Verabschiedung in die Distanz pragmatisch implizierten und offenbar überdies nebensächlichen Sinns gerückt, – nebensächlich angesichts einer Botschaft, deren metaphysische Zuversicht über das physische Übel des Sterbens und seine individuelle Zufälligkeit triumphiert.

Am Anfang steht eine ausschließende Versicherung: »Jene Stunde. .« – zu verstehen ist fraglos: die Todesstunde – »wird keine Schrecken haben«. Das gemeinhin Befürchtete wird benannt und noch vorab durch Negation gebannt; es ist nicht zu befürchten: *keine* Schrecken. In Form einer Aufforderung kommt nach dieser ersten Aussage die erwünschte Wirkung der Sätze, ihr konsolatorischer Sinn zur Sprache: »seien Sie beruhigt«. Unmittelbar danach erscheint ein neues Subjekt, das Personalpronomen in der 1. Person Plural: »wir«. Die prophetische Rede über »jene Stunde« steigert sich zur prophetischen Rede über »uns«, die Sterblichen und ihr Geschick. Sind dabei nur der Autor und sein Adressat, nur Benn und Oelze gemeint, oder nicht vielmehr – dem sentenziösen Gestus des Textes entsprechend – in weitester Allgemeinheit wir alle, alle Menschen? So oder so: Im Gebrauch des »wir« wird Zusammensein, Gemeinschaft, wird eine ideale Gleichzeitigkeit suggeriert, als wäre nicht jener Riß zwischen den Sterbenden und denen, die trauernd am Leben bleiben. »[W]ir werden nicht fallen« – wiederum verfährt die Aussage negatorisch; sie verweist insofern auf die erste Versicherung zurück, die sie bekräftigt und amplifiziert. Das

Verb »fallen« hält dabei buchstäbliche und metaphorische Verstehensmöglichkeiten zugleich bereit: Körperliches Zu-Boden-Gehen einerseits, Sturz und Verdammnis der Seelen andererseits werden in weiträumiger, biblische ebenso wie antik-mythologische Sinnschichten umspannender Assoziierbarkeit ineinandergeblendet. Eben jedwede Art des Unglücks, im Tode zu fallen, wird hier ausgeschlossen. Am Ende dann – als Komplement der ersten »wir«-Aussage und Höhepunkt der dreigliedrigen Klimax – steht die positive Versicherung »wir werden steigen« –: eine Gnome im Traditionszusammenhang der auf platonische und christliche Jenseitsvorstellungen zurückgehenden *elevatio*-Idee.³

Tröstliches also zum Abschied; und von der Überlieferung Vorgeprägtes obendrein. Wer mit dem Werk des Dichters vertraut ist, ermißt die enorme Differenz zwischen diesen Sentenzen und den schockierend trostlosen Perspektiven auf Sterben und Tod, die Gottfried Benn als Lyriker erschlossen hat. Der Autor des Zyklus *Morgue*, der Dichter der »erstickten Schlünde«⁴ –: angesichts des eigenen Todes ein Konvertit alteuropäischer Sinnstiftung. Diese Beobachtung drängt sich auf, und sie ist denn auch eindringlich artikuliert worden: »Erwartungsvoll blickt man auf den Zyniker, wie er sich zu sterben anschickt. Hält er es aus und durch, dem Leben seinen Sinn zu bestreiten, wenn es sich für ihn dennoch rundet?« – so die entlarvungswillige und fast ein wenig spöttische Frage, die Hans Blumenberg durch Benns Schlangenbader Ansichtskarte sowohl provoziert als auch negativ beantwortet fand.⁵ Ich kann indessen nicht erkennen, daß die Kategorie der Lebensinnaffirmation geeignet wäre, Benns letzte Worte an Friedrich Wilhelm Oelze zureichend zu charakterisieren. Daß ihnen ein konsolatorischer,

³ Die Literaturgeschichte dieser Idee ist noch nicht geschrieben. Für den Bereich der lyrischen Dichtung finden sich Hinweise bei: Karl Pestalozzi, *Die Entstehung des lyrischen Ich. Studien zum Motiv der Erhebung in der Lyrik*, Berlin 1970, hier und da auch in Gerhard Kaisers monumentaler *Geschichte der deutschen Lyrik von Goethe bis zur Gegenwart* (Ein Grundriß in Interpretationen, 2 Bde., Frankfurt/M. 1996; vgl. dort das Sachregister).

⁴ Man begegnet dieser ungeheuren, die Einbildungskraft des Lesers mit Hoffnungslosigkeit überschwemmenden Pluralbildung in der Eingangsstrophe des Ende der 1920er Jahre entstandenen Gedichts *Aus Fernen, aus Reichen*: »Was dann nach jener Stunde|sein wird, wenn dies geschah,|weiß niemand, keine Kunde|kam je von da|von den erstickten Schlünden|von dem gebrochenen Licht|wird es sich neu entzünden?!|Ich meine nicht.« (Gottfried Benn, *Sämtliche Werke*, Bd. 1, *Gedichte 1*, hrsg. v. Gerhard Schuster, Stuttgart 1986, S. 106.) Es liegt gewiß nahe, den Auftakt der Abschiedsbotschaft an Oelze als Selbstzitat und das auf »Jene Stunde ..« Folgende als Replik auf die in der zitierten Strophe sprechende Schwermut zu verstehen. Indessen wäre es, wie wir sehen werden, oberflächlich, es wäre *formvergessen*, die Abschiedszeilen an Oelze und das ältere Gedicht nach dem Schema Optimismus – Pessimismus zu polarisieren.

⁵ Vgl. Hans Blumenberg, *Letztes Wort des Zynikers*, in: ders., *Lebensthemen*, Stuttgart 1998, S. 170ff.; hier S. 170.

ein auf Sinnstiftung ausgreifender Impuls zugrunde liegt, ist wohl unbestreitbar. Jedoch zeigt sich ein psychologisch wie philologisch komplexeres Bild, wenn man berücksichtigt, daß sich dieser Impuls in einen Text umgesetzt hat, dessen *Form* den Ausdruck metaphysischer Zuversicht ausdrucksvoll erschüttert.⁶

Wie dem Anhang des letzten Bandes der Oelze-Briefe zu entnehmen ist, gibt der bislang besprochene Abdruck durchaus nicht den Text des Dichters, sondern das Resultat eines editorischen Eingriffs wieder. Was Benn tatsächlich auf jene Ansichtskarte schrieb und mit einer von ihrem Empfänger formal erfüllten, durch die Anfertigung einer zeilengetreuen Abschrift jedoch zugleich umgangenen Anweisung zur Vernichtung versah,⁷ ist dies:

Herrn Oelze
 Jene Stunde. . wird keine
 Schrecken haben, seien Sie beruhigt,
 wir werden nicht fallen wir werden
 steigen –
 Ihr B. (S. 366)

Die Editoren haben also die Zeilengliederung des Textes getilgt.⁸ Sie haben – dem ›Diktat‹ einer Briefausgabe folgend – den Anschein von Konti-

⁶ Daß Blumenberg diesen, den eigentlich interessanten Sachverhalt ignoriert, ist um so erstaunlicher, als er von dem im folgenden fokussierten Ausdruckselement der Zeilengliederung und mithin von der genuin literarischen Qualität des Bennschen Textes ausdrücklich Notiz nimmt: »dies war vielleicht ein Gedicht« (a.a.O., S. 172).

⁷ Blumenberg hat diese Vernichtungsanweisung als Bestandteil einer literaturoffiziell und privat gegenläufig operierenden Identitätspräsentationspolitik gedeutet: »Es war eben dieser Satz, den Benn zwar dem Freunde noch gesagt haben wollte, mit dem er aber sein schon der Literaturgeschichte gehörendes Selbstbild nicht mehr umgestaltet wissen wollte. Nur *einem* wollte er als ein *anderer* hinterbleiben« (a.a.O., S. 171f.). Das mag, wie immer kühn spekuliert es klingt, sogar so sein. Benns *Maxime*, nichts Unfertiges, keine literarischen Entwürfe, Notizen usw., »diese verräterischen Einblicke« (Gottfried Benn, *Sämtliche Werke*, Bd. 1, *Gedichte 1*, a.a.O., S. 180), zu hinterlassen, ist bekannt. Belangvoller als die Motivation des Bennschen Nachlaßregelungswunsches scheint mir jedoch der nachgelassene Text selbst zu sein. Seine hermeneutische Würdigung kann erweisen, daß Benn, was immer er (nur) Oelze mitteilen und wie immer er dadurch (nur) ihm (und nicht auch der Welt) erscheinen *wollte*, Zeilen niedergeschrieben hat, deren spannungsvolle Expressivität neben den großen Texten des Dichters zu bestehen vermag und weit davon entfernt ist, in traditionsgestützter Tröstung aufzugehen.

⁸ Dies übrigens entgegen ihrem Grundsatz, »die individuelle Eigenart der Briefe [...] so weit wie irgend möglich zu erhalten und nur dort korrigierend oder normalisierend in die Texte einzugreifen, wo es sich um Versehen handelt« (S. 284). Als ein Versehen läßt sich die Ausdrucksform der Zeilengliederung jedoch wohl selbst nur aus Versehen interpretieren. –

nuität, von bruchlosem syntaktischen Fließen erzeugt, wo in Wahrheit Diskontinuität herrscht, wo Zeilenenden Pausen fordern und die so artikulierten Redeeinheiten Verständniseinheiten aufdrängen, welche die prozessuale Realisierung der in der Herausgeberversion zu Unrecht absolut gesetzten Satzbedeutungen des Textes spannungsvoll überschichten. Der Begriff sentenziösen Sprechens, wie er sich uns unter dem Eindruck der editorisch geglätteten Fassung zur Kennzeichnung jener dreigliedrigen Klimax von Zukunftsaussagen empfahl, will auf den Originaltext ersichtlich nicht passen. Dieser Text erscheint nicht als stabile Folge von Assertionen; durch die Zeilengliederung wird er vielmehr von einer auf kleinstem Raum hochdramatischen Ausdrucksbewegung beherrscht, die seine assertorischen Elemente massiven Widerständen aussetzt: Stockungen und plötzlichen Querschiebungen, welche die Aussage tröstlichen Sinns durch bestürzenden Neben-, ja Gegensinn irritieren. Und es ist wichtig zu sehen, daß diese von der Zeilensprache bewirkten Irritationen in der Zeitgestalt des Textes das *primäre* Moment bilden.

Nicht die dann metakommunikativ thematisierte Beruhigung nämlich, sondern Beunruhigung erwartet den Leser der Bennschen Abschiedszeilen zunächst. Ließ sich im Blick auf die Prosa der Herausgeberfassung sagen, daß an ihrem Anfang die Versicherung stehe, die Todesstunde werde keine Schrecken haben, so wäre eine Wiederholung dieser Beschreibung am Original schief. Sie wäre hermeneutisch abstrakt. Denn am Anfang der Botenschaft an Oelze steht die Zeile:

Jene Stunde. . wird keine

Vor dem Erreichen der zweiten wirkt diese erste Zeile wie ein elliptischer Satz, – zu lesen als Behauptung, die das Abschneidende des Todes, den Ruin der Sterbestunde, die sich eben nicht mehr zur ganzen runden wird, in schroffer Kürze prognostiziert und überdies durch den Abbruch der Punktfolge in der Zeilenmitte – es sind zwei, nicht wie gewöhnlich drei Punkte – sinnlich bedrängend ins Schriftbild übersetzt.⁹ Erst nach dem Überschritt der Zeilengrenze, mit der retrospektiven Realisierung des prospektiv nur durch das Fehlen eines abschließenden Satzzeichens indizierten, nicht aber unter syntaktisch-semanticen Kriterien antizipierbaren Enjambements

Man möchte hoffen, daß sich die Herausgeber bei Gelegenheit einer Neuauflage zur Korrektur entschließen werden.

⁹ Was bei Stefan George konventionell, nämlich gegen-konventionell bleibt: eine bloß formale Reduktion der Interpunktionsfigur ohne Änderung ihres auf die Suggestion von unausschöpflicher Fülle und Tiefe festgelegten Bedeutungsgehalts, wird bei Benn zur hochexpressiven Verbildlichung akuter Vergängnis. – Zu George vgl. Theodor W. Adorno, Satzzeichen [1956], in: ders., Noten zu Literatur, Frankfurt/M. 1974, S. 106-113; hier S. 109.

trifft – überraschend – der konsolatorische Sinn ein: »Jene Stunde.. wird keine|Schrecken haben« läßt sich jetzt – und *erst* jetzt – verstehen. Die anfänglich aufblitzende Bedeutung zittert freilich nach. Das neue Verständnis kann sich nicht bruchlos stabilisieren. Der Einschnitt der Zeilengrenze bleibt störend wirksam – optisch, intonatorisch und damit auch semantisch. Er trennt die negatorische Kraft des Indefinitpronomens »keine« von dem Substantiv »Schrecken«, dessen Bedeutung sie im Fluß der Prosa-version so trostreich bannt:

Schrecken haben, seien Sie beruhigt,

Derart gegen den syntaktischen Verbund isoliert und in betonter Spitzenstellung hervorstechend, erhält die Wortfolge »Schrecken haben« das Potential eines zweiten, ihre grammatische Funktion überlagernden Sinns. Wird es im Leseakt bewußtseinsaktuell – und die von der Zeilenbrechung geschaffenen Wahrnehmungsverhältnisse erzwingen dies geradezu –, erstarrt »Schrecken haben« zur infiniten Form, zu einer Zustandsbezeichnung, die geeignet ist, das Vorstellungsvermögen des Lesers schockartig zu okkupieren. Innerhalb der zweiten Zeile kollidiert »Schrecken haben« denn auch hart mit der Aufforderung »seien Sie beruhigt«, die in dieser Kollision – und zweifellos nur vermöge des Ausdruckswerts dieser Kollision – einen heftig bewegten, ja geradezu beschwörenden Zug annimmt.¹⁰

Wie gesagt, all dies sind durch die Zeilenform generierte Bedeutungen *im Werden* der Satzbedeutung: Bedeutungsalternativen, die den Vollzug der Rede reflexionserzeugend unterbrechen. Und es ist, als werde in diesen Unterbrechungen augenblicksweise eine *andere* Rede laut, – ein Sprechen, das den auf der Satzebene sprechenden Optimismus mit dem konfrontiert, was er bestreitet: mit Unruhe und Schrecken. Vielleicht kann man es so formulieren: Aussage und Ausdruck, das Gesagte und die ihm vermöge der Zeilenordnung einbeschriebene Figur des Sagens interferieren, – bis an die Grenze des Umschlags, der plötzlichen Gegenwendigkeit des Sinns.

Die beschriebene Dynamik erreicht diese Grenze in der dritten Zeile des Textes:

wir werden nicht fallen wir werden

Nach dem Appell zur Beruhigung beruhigt sich hier zwar zunächst auch das Verhältnis von Syntax und Zeile: Ein ganzer Satz kann sich entfalten. Doch in seiner tröstlichen Bedeutung ausschwingen kann er nicht. Ohne daß ein Satzzeichen dazwischentrate und ein Signal der Festigung setzte, wie gehetzt beginnt sofort ein zweiter. Entscheidend ist dann der Abbruch,

¹⁰ Man vergleiche das völlige Fehlen dieser Valenz in der editorischen Bearbeitung.

die plötzliche Stauung am Zeilenende: Der syntaktische Verlauf wird zugunsten einer Pause gestoppt, in deren Ausdrucksgebärde sich Zögern, Zweifel und vielleicht Verzweiflung sammeln. Denn wie sollte man verkennen, daß hier, in der Sekunde dieses Stockens, die Rede blitzhaft vor die Möglichkeit ihrer Spaltung in Satz und Gegensatz gerät: Wir werden nicht fallen. Wir werden. Werden wir fallen? Die interrogative Kraft der Zeile ist erschütternd. Sie löst gleichsam einen leichten Taumel aus, bis dann mit dem Umbruch das rettende Wort erscheint, das die Unsicherheit und den im Einschnitt drohenden Gegensinn in Zuspruch verwandelt. Indessen: Irrt man sich denn, wenn man findet, es werde durch die extreme Dramatisierung dieses Wortauftritts dem Zuspruch zugleich das Mal seiner Brüchigkeit und jedenfalls das seines verbalen Veranstalterseins aufgeprägt? Am Ende steht ja – isoliert – ein Verb:

steigen –

Wie zuvor »Schrecken haben« erhält es in dieser Isolation eine infinite Färbung, unter der es sich – eine leise Paradoxie, eine letzte Irritation der syntaktisch-semanticen Ordnung im Übergang zur stummen Schriftgebärde des Gedankenstrichs – von der Aussage, die es zur tröstlichen macht, auch wieder löst. Totalisierung und Desintegration, die Vollendung des *elevatio*-Gedankens und seine Auflösung in Sprachmaterial koinzidieren.

Ob man die beschriebene Ausdrucksbewegung modernistischem Kalkül zuzurechnen hat? Oder nicht vielmehr unbewußter Produktivität: im Vollzug der Intention auf Tröstung und Sinnggebung subliminal mitsprechender Angst? Was Gottfried Benn mit seinen Abschiedszeilen – und es sind zuerst und zuletzt *Zeilen* – sagen wollte, entzieht sich wie alles *vouloir-dire* der Nachprüfbarkeit; was er geschrieben hat, steht da – als Text.

Erbaulicher Lektüre, die vorstehenden Bemerkungen sollten es unterstreichen, will sich dieser Text nicht fügen. Im Ausdruck seiner Form verweigert er sich einer Reduktion auf den Sinn, den er in behauptender Rede aussagt:

Jene Stunde. . wird keine
Schrecken haben, seien Sie beruhigt,
wir werden nicht fallen wir werden
steigen –

Und der Adressat? Wie hat er verstanden? Im Unterschied zu ihrer Behandlung durch die Editoren der Briefausgabe bezeugt die Abschrift des Bremischen Kaufherrn Friedrich Wilhelm Oelze das Vermögen zu genauer Lektüre. Daß er, trostbedürftig, sich gleichwohl durch die ihm, »Herrn Oelze«, gewidmeten Zeilen habe trösten lassen, darf man bezweifeln. In

einem Brief an den Komparatisten Edgar Lohner berichtet er eine Woche nach Benns Beerdigung über dessen Ableben – nüchtern, das Leidensgedächtnis seines Freundes bewahrend: »die Todesursache war (wie ich bereits seit Januar vermutet hatte) Krebs, der zuletzt die Knochen befallen hatte, daher die wahnsinnigen Schmerzen, die in den letzten Wochen das Sitzen, das Liegen und das Stehen zu einer kaum erträglichen Qual machten (die Ärzte nannten es ›Rheumatismus‹ und schickten ihn in ein Rheumabad bei Wiesbaden!). Der Tod trat ein durch eine von den Beinen aufsteigende Lähmung über alle Organe bis zur Lunge, Erstickungstod. Es war wohl ein furchtbares Ende.«¹¹

¹¹ Mitgeteilt im Anhang zur Neuauflage von Lohners Monographie *Passion und Intellekt. Die Lyrik Gottfried Benns* (Frankfurt/M. 1986, S. 307f.).